

Michael G. Festl, Philipp Schweighauser (Hg.)
Literatur und Politische Philosophie

Michael G. Festl, Philipp Schweighauser (Hg.)

Literatur und Politische Philosophie

Subjektivität, Fremdheit, Demokratie

Wilhelm Fink

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Berta Hess-Cohn Stiftung, Basel.

Umschlagabbildung:

Philipp Schweighauser

Quellen: Pixabay (https://pixabay.com/de/gelber_fisch_schnapper-954063/)
Sebasiooo, auf Wikimedia Commons (<https://commons.wikimedia.org/wiki/file:PezAcuarioMed4.JPG>)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags nicht zulässig.

© 2018 Wilhelm Fink Verlag, ein Imprint der Brill-Gruppe
(Koninklijke Brill NV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA;
Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland)

Internet: www.fink.de

Einbandgestaltung: Evelyn Ziegler, München
Herstellung: Brill Deutschland GmbH, Paderborn

ISBN 978-3-7705-6149-0

Inhalt

PHILIPP SCHWEIGHAUSER UND MICHAEL G. FESTL

Einleitung: Die erste Schwalbe	9
--------------------------------------	---

I. THEORETISCHE VORAUSSETZUNGEN

THOMAS CLAVIEZ

Dramen der An(v)erkennung: Kritische Theorie als Literaturgeschichte	21
---	----

WINFRIED FLUCK

Was ist Freiheit? Der Beitrag der Gegenwartskunst	51
---	----

II. SUBJEKTIVITÄT IN DEMOKRATISCHEN GEMEINSCHAFTEN

MICHAEL G. FESTL

Die kompetitive Familie: Jonathan Franzens <i>Freiheit</i> und Subjektivität in der demokratischen Familie	75
---	----

RIDVAN ASKIN

Emersons politisches Denken und die Dichtung	101
--	-----

DIETER THOMÄ

Leben auf der Schwelle: Diderots „Neffe“ als Störenfried im Spannungsfeld zwischen Literatur und Philosophie	123
---	-----

R. M. BERRY

Stanley Cavell und die politische Dimension der literarischen Moderne	145
--	-----

PHILIPP SCHWEIGHAUSER

„Gut“: Becketts Verhandlungen von Macht in seinen Fernsehspielen für den Süddeutschen Rundfunk	169
---	-----

III. FREMDHEIT IN DEMOKRATISCHEN GEMEINSCHAFTEN

CLAUDIA FRANZISKA BRÜHWILER

Flucht – Grenzgang – Ankunft: Politische Theorie
zwischen Literatur, Philosophie und Sozialwissenschaft 199

TEA LOBO

Literarische Sprache, Intersubjektivität und Gemeinschaft
bei Wittgenstein und Dostojewski 215

FLORIAN GROSSER

Odyssee ohne Ankunft: Migration und Fremdheit
in Jeffrey Eugenides' *Middlesex* 235

DEBORAH MADSEN

„Communitism“ in Aktion:
Indigene Gemeinschaft, dekolonialer Aktivismus und
Videospiel-Narrativ in *Kisima Ingitchuna (Never Alone)* 257

MARTHA C. NUSSBAUM

Jüdische Männer, jüdische Anwälte: Philip Roths „Eli, der Fanatiker“
und das Problem jüdischer Männlichkeit im
amerikanischen Rechtswesen 285

Autorenverzeichnis 327

Begriffsregister 329

Einleitung: Die erste Schwalbe

Denkt man etwa an den Kalten Krieg, wie er die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts prägte, wird deutlich, dass es schon früher Zeiten gegeben haben dürfte, die ebenso durchdringend von Politik geprägt waren wie die unsere. Doch nur selten dürfte es dabei so dynamisch, so – von welcher politischen Warte auch immer betrachtet – schwankend, unberechenbar zugegangen sein. Klar berechenbare Frontlinien, wie sie den Kalten Krieg jahrzehntelang ordneten (der Osten vs. der Westen, Sozialdemokraten vs. Konservative, Anti-Amerikanismus und Russophilie als Privileg der Linken), sind heute jedenfalls verwischt. Erstaunlich ist darüber hinaus, dass man, um zu dem Urteil zu gelangen, dass unsere im Politischen ertrinkende Zeit schwankend ist, nicht einmal die Revolutionen bemühen muss, die es in den letzten fünfzehn Jahren gegeben hat, etwa im Osten Europas oder im arabischen Raum. Auch die fluiden geopolitischen Verhältnisse, in denen die USA plötzlich nahe an Russland heranrücken oder Länder wie die Türkei beinahe beliebig zwischen Nähe und Ferne zur EU schwanken, müssen nicht herangezogen werden. Es genügt bereits, den Blickwinkel auf das einzuschränken, was sich innerhalb der westlichen Demokratien ereignet. In Wahlen und Volksabstimmungen, innerhalb der gegebenen Ordnung also, schaffen diese es mittlerweile beinahe im Halbjahresrhythmus Ereignisse hervorzubringen, die vieles von dem, was gerade noch für politisch verbindlich gehalten wurde, ins Schwanken bringen – ein Schwanken in eine Richtung, das oft bei nächster Gelegenheit wieder in die Gegenrichtung umschlägt oder gänzlich unerwartete Folgeschwankungen nach sich zieht. Beispiele gäbe es viele. Der Brexit des Jahres 2016 ist vielleicht das beste: angestoßen durch eine innenpolitische Charade wird eine vermeintlich dauerhaft eingestellte politische Bindung zum Einsturz gebracht und löst Erschütterungen aus, die sich erst nach und nach in ihrer ganzen Dimension offenbaren und deren Beruhigung noch lange auf sich warten lassen dürfte, lange genug, auf dass die politische Landschaft bis dahin längst wieder von zig weiteren Beben erfasst wurde.

Die Bewertung dieser neuen Dynamik der politischen Verhältnisse muss aus Sicht der Politischen Philosophie nicht unbedingt nur negativ ausfallen. Immerhin wird die Demokratie von vielen ihrer besten Verteidiger – genannt seien nur Thomas Jefferson und John Dewey – dafür gerühmt, permanenten Wandel zu ermöglichen, die Veränderung fest zu installieren. Die These, dass dies so oder so ähnlich gemeint gewesen sein könnte, wie wir das heute erleben, ist zumindest keine, die sich einfach zurückweisen lässt. Jedenfalls ist nicht von Vornher ein auszuschließen, dass wir die Zeugen einer gerade erst wahrhaft zu sich selbst

kommenden Demokratie werden, dass wir diese politische Ordnungsform gerade erst richtig kennenlernen. Unstrittig ist dagegen, dass die Politische Philosophie auf diese neue Entwicklung reagieren muss. Diese hat sich nämlich nicht einmal annähernd so bewegt wie die politische Realität. Im Gegensatz zur zunehmenden Dynamik der letzteren, betreibt erstere weiterhin allzu oft ihr statisches Spiel, beharrt, ihrer Tradition folgend, auf der Beschäftigung mit den einmal einzurichtenden Dingen der Politik, der Frage der Gewaltenteilung, den Institutionen, die eine gerechte Ordnung verbürgen, dem richtigen Verhältnis zwischen Gleichheit und Freiheit, so als ob es weiterhin nur *darauf* ankäme, so als ob das Wohl der Demokratien unserer Tage nur von der Güte dessen abhängt, was (vermeintlich) einmal einzurichten ist. Doch dieses Statische an der Demokratie ist auf zweierlei Weise unter Druck geraten. Quantitativ, insofern immer weniger Fragen mit politisch-philosophischer Dimension überhaupt noch als dauerhaft beantwortbar angesehen werden können, zeigt sich doch, dass sich immer weniger dieser vermeintlich ewigen Fragen unbeeinflusst vom konkreten politischen Geschehen beantworten lassen; das Schwankende dringt zusehends ein in das, was der Politischen Philosophie traditionell als abgeschottet vom politischen Geschehen gilt. Qualitativ, insofern Wohl und Wehe demokratischer Staaten immer weniger von den grundsätzlichen Einrichtungen des Staates und immer mehr von kurzfristig, schnell auch wieder revidierbaren Entscheidungen abhängt. Doch die Politische Philosophie fokussiert weiterhin auf diejenigen Fragen, die eine einmalige, von Stimmungsschwankungen und konkreten Ereignissen unberührte Antwort ermöglichen sollen.

Demgegenüber soll dieser Band zu einer dynamischen Politischen Philosophie beitragen. Weil Politische Philosophie Begriffsarbeit ist, muss es dabei zum einen darum gehen, die vorhandenen Begriffe zu dynamisieren und zum anderen, und noch ein Stück weit grundsätzlicher, darum, das Begriffsinstrumentarium der Disziplin um dynamische Konzepte zu erweitern. Besonders zu letzterem trägt der vorliegende Band bei. Er möchte zwei Begriffe in die Debatte der Politischen Philosophie einführen, die in der Lage sind, die neue Dynamik der Politik für philosophische Theorieproduktion zugänglich zu machen, zwei Begriffe, die innerhalb der Disziplin bisher nicht systematisch behandelt wurden: Subjektivität und Fremdheit. Gemeinsam haben diese beiden Begriffe, Arten zu benennen, auf die in den gewöhnlichen politischen Betrieb störend eingegriffen werden kann, wobei dieses ‚störend‘ sowohl normativ zustimmend als auch pejorativ gemeint sein kann. Worauf es diesen beiden Begriffen ankommt, ist, dass etwas angestoßen wird, sprich, dass derjenige aller zukünftig möglichen Zustände, der sich aus der simplen Fortschreibung der gegenwärtigen Lage der Dinge ergeben würde, aufgrund dieser Störung nicht oder zumindest nicht zum ansonsten fällig gewesenen Zeitpunkt eintreten kann. Beide Begriffe markieren mithin Quellen politischer Dynamik; es kommt Bewegung in den Normalbetrieb.

Dabei bezieht sich der Begriff Subjektivität, so wie wir ihn hier verwenden, auf politische Akteure, die in der Lage sind, eine Störung des Gewöhnlichen auf

Basis ihres Charakters und/oder ihrer Fähigkeiten zu lancieren. Politische Subjektivität besitzt, kurz gesagt, wer verhindern kann, was aller Erwartung nach eigentlich hätte eintreffen sollen. Mit unserem Verständnis von Subjektivität machen wir mithin die Hälfte des Begriffs stark, welche die Handlungsfähigkeit hervorhebt. Subjektivität in diesem Sinne bedeutet nicht, ein den Diskursen unterworfenen Subjekt zu sein (die andere Hälfte des Subjektivitäts-Begriffs), sondern die Rolle des Rauschens innerhalb der Gesellschaft, die Rolle des sie störenden und verändernden *noise* einzunehmen. Der Begriff Fremdheit wird hier verstanden als all das mit politischer Dimension, was anders gehandhabt wird, als es innerhalb der demokratischen Gemeinschaft, auf die es trifft, normalerweise praktiziert wird; als innerhalb der Prämissen dieser Ordnung bemerkenswert und in diesem Sinne störend, dynamisierend. Beide Begriffe beziehen sich also sowohl auf individuelle und institutionelle politische Akteure, die den Status Quo aufmischen, als auch auf Gewohnheiten und Praxen, die diese gesellschaftliche Arbeit verrichten.

Die Aufsätze in den Abschnitten II und III teilen ein Interesse an politischen Phänomenen, die sich mit diesen Begriffen bezeichnen lassen. Sie untersuchen, wie diese Phänomene zustande kommen, wie sie wirken, wie man sie theoretisch fassen, vielleicht sogar untergliedern kann. Zudem unterziehen sie diese Phänomene, manche Aufsätze expliziter, manche impliziter, einer normativen Bewertung, und zwar mit der Tendenz, so viel sei bereits verraten, der Subjektivität und der Fremdheit neutral bis positiv gegenüberzustehen, sie tentativ als *conditio sine qua non* langfristig gelingender demokratischer Ordnungen anzusehen, als – kybernetisch gesprochen – Rauschen, das neue Ordnung schafft.

Der Abschnitt zur Subjektivität in demokratischen Gemeinschaften beginnt mit Michael G. Festls Beitrag zur modernen Familie, die er als demokratisch bezeichnet. Deren Hauptelement sieht Festl darin, dass die Mitglieder in ihr in ihrer vollen Subjektivität interagieren. Sein Beitrag weist auf die unharmonischen, kompetitiven Züge der demokratischen Familie hin und zeigt, dass diese Art der Familie ihre Mitglieder genau deshalb adäquat auf das Leben in der Demokratie vorbereitet, weil sie deren Subjektivität zulässt, ja fördert. Der Beitrag Ridvan Askins beschäftigt sich mit Ralph Waldo Emersons politischem Denken, das Askin speziell in wirkungsmächtigen Aufsätzen wie „Self-Reliance“, „Nature“ und „The Poet“ verortet sieht und welche er als programmatisch idealistische Schriften liest. Askin fragt danach, wie sich die freiheitlich-selbstbestimmten Subjekte bilden lassen, derer eine lebendige Demokratie bedarf. Seine mit Emerson wichtigste Antwort lautet: im Kunstwerk als Ort ästhetischer Erfahrung. Folgerichtig wendet sich Askin auch Emersons weniger rezipierten Gedichten zu, in welchen wir einer Erscheinungsform dieses Idealsubjekts begegnen: dem Kindsmann („man-child“). Dieter Thomä widmet sich einer verwandten Figur: dem *puer robustus* (kräftigen Knaben), wie er von Denis Diderot in der Gestalt des Neffens Rameaus beschrieben wird. Diesem gelingt es dank seiner Subjektivität, die herrschende Ordnung produktiv zu stören. Damit verhilft Thomä einer einstmals zentralen, zwischenzeitlich aber in Vergessenheit gera-

tenen Figur der Politischen Philosophie, eingeführt von Hobbes, behandelt unter anderem von Rousseau und de Tocqueville, zu einer Renaissance. Bei R. M. Berry, welcher neben einem wissenschaftlichem auch ein bedeutendes literarisches Werk vorzuweisen hat, schlüpft, so könnte man sagen, die Literatur selbst in die Rolle des handlungsfähigen, störenden Subjekts. So untersucht Berry die politische Sprengkraft der Literatur und findet selbige in ihrer Autonomie. In einem Gedankenexperiment, welches sich an Cavell orientiert, aber auch mit Adorno in Verbindung zu bringen ist, bestimmt Berry die Autonomie als „praktisches Problem“ einer Moderne, die ihren Weltbezug trotz Autonomiebestrebungen weder negieren kann noch will. Den schon bei Berry behandelten Samuel Beckett in den Mittelpunkt rückend, erkundet Philipp Schweighausers Beitrag dessen Verhandlung von Macht in seinen Fernsehspielen für den Süddeutschen Rundfunk. Beckett tritt hier selbst als charismatisches Subjekt im von ihm inszenierten Gefüge hervor, denn sowohl in seiner Schreib- als auch in seiner Regiearbeit übte er eine besonders rigide Kontrolle über sein Werk aus und drohte dabei die Filmcrew, die Schauspieler und die Figuren zu verdinglichen. Damit, so argumentiert Schweighauser, begibt sich Beckett ganz bewusst in ein Spannungsverhältnis zur befreienden Kraft der sprachlichen und medialen Fremdheit seiner eigenen Sprach- und Medienexperimente, eine Spannung, wie sie auch den Zusammenhang von Subjektivität und politischer Ordnung als Leitmotiv des ganzen Abschnitts kennzeichnet.

Claudia Franziska Brühwiler eröffnet Abschnitt III zur Fremdheit in demokratischen Gemeinschaften mit Überlegungen zum Zusammenhang zwischen Politischer Theorie und Politischer Philosophie als wissenschaftlichen Disziplinen, die sich nahestehen scheinen, einander aber auch schnell fremd werden können. Sie verknüpft diesen changierenden Zusammenhang mit Jenny Erpenbecks 2015 erschienenem Roman *Gehen, ging, gegangen*. Der Kontakt zu Flüchtlingen am Alexanderplatz wird für dessen Protagonisten zu einer Erfahrung, die ihm seinen bisherigen Lebensmittelpunkt, das Reich der Bücher, fremdwerden lässt. Brühwiler verhandelt dabei den Begriff des Grenzgangs, sowohl in der Flüchtlingsdebatte als auch im wissenschaftstheoretischen Diskurs, als Bindeglied zwischen Fremdheit, Ankunft und dem Umschlagen zwischen beiden. Tea Lobo widmet sich Ludwig Wittgenstein als Politischem Philosophen und zeigt, dass es keineswegs notwendig ist, ihn kommunitaristisch zu lesen. Unter anderem indem sich das Individuum auf fremde Sichtweisen einlässt, kann es sich den Konventionen der Gemeinschaft, in die es hineingeboren ist, auch widersetzen. Von dieser produktiven und das Individuum stärkenden Rolle des Umgangs mit Fremdheit ausgehend und Wittgensteins lebenslange Verehrung für Dostojewski in den Blick nehmend, zeigt Lobo, wie man sich mit Wittgenstein das Verhältnis von Ästhetik und Ethik vorzustellen hat. Die Literatur erscheint dabei als der Ort, an dem Subjektivität und Intersubjektivität besonders erkenntnisreich ausgelotet wird. Florian Grosser rückt Migrationserfahrungen und, mit der Ankunft im neuen Land, Fremdheitserfahrungen in den Mittelpunkt seiner Untersuchung. Dabei nimmt er auf Basis der Lektüre von Jeffrey

Eugenides' Roman *Middlesex* durchgängig die Perspektive der Migranten ein. Sich kritisch mit Legitimitäts- und Anerkennungstheorien auseinandersetzend, argumentiert Grosser, dass das geistige Nicht-Ankommen der Migranten in den Erwartungen der Mehrheitsgesellschaft nicht notwendig als Scheitern angesehen werden muss, sondern, im Gegenteil, auch als legitime Option in einer polyphon konzipierten demokratischen Gemeinschaft gewertet werden kann. Auch in Deborah Madsens Beitrag geht es um das Verhältnis zwischen der Mehrheitsgesellschaft und in ihr lebender Minderheiten. Dieses Verhältnis dreht sich in ihrem Beispiel jedoch auf instruktive Weise um, indem sie sich auf die Iñupiat, eine indigene Gemeinschaft Alaskas und den Siedlerkolonialismus, welcher diese zu Fremden im eigenen Lande stempelt, bezieht. Madsen behandelt das hochwertig produzierte, die Geschichte der Iñupiat erzählende Videospiel *Kisima Ingitchuna* (Never Alone) und kommt zu dem Schluss, dass dieses nicht nur Wissensbestände vermittelt und tradiert, sondern zugleich ein Stück politischer Aktivismus ist. In Martha C. Nussbaums Beitrag kollidieren schließlich zwei Minderheitsgemeinschaften miteinander: die an das Amerika der 1950er und 60er Jahre assimilierten Juden und die nicht-assimilierten, 'echt jüdischen' – und das heißt in diesem Zusammenhang strenggläubigen, gefühlbetonten, körperbewussten und extrovertierten – Juden. Mit Philip Roths Kurzgeschichte „Eli, the Fanatic“, welche diese Kollision thematisiert, arbeitet Nussbaum die komplexe Konstellation heraus, der gemäß einem die Konfrontation mit dem eigentlich Eigenen, von dem man sich aufgrund von Assimilationsdruck aber bewusst entfremdet hat, wieder neue und verbesserte Zugänge zu diesen fremd gewordenen Aspekten des Eigenen liefern kann. Nussbaum macht damit deutlich, dass Fremdheit in dem Sinne ein potentiell produktiver politischer Faktor ist, als sie einem helfen kann, sich wieder neu auf Aspekte der eigenen Gemeinschaft einzulassen und diese mit Selbstbewusstsein zu vertreten, auch wenn diese Aspekte von der Mehrheitsgesellschaft verpönt sind und die Erwartung besteht, dass man sie unterdrückt.

Unterlegt werden diese Untersuchungen zu Subjektivität und Fremdheit in den Abschnitten II und III mit zwei theoretischen Abhandlungen zum Zusammenhang zwischen Literatur und Philosophie in Abschnitt I. Thomas Claviez zeigt sich wenig überzeugt vom literaturwissenschaftlichen Nutzen des Paradigmas der Anerkennung, welches antritt, frühere (Selbst-)Entfremdungstheorien abzulösen. Anerkennungstheorien, so Claviez, berücksichtigen nicht-mimetische, experimentelle, modernistische und postmodernistische Schreibformen kaum und werden nicht einmal der Komplexität der realistischen Literatur gerecht, welche sie mitunter in den Blick nehmen. Philosophische Ansätze, welche die Literatur ernst nehmen, stoßen, so argumentiert Claviez, unweigerlich darauf, wie zentral der Begriff der Entfremdung für eine politisch-philosophische Beschreibung unserer Zeit ist. Dabei möchte Claviez die Anerkennungstheorien da treffen, wo sie eigentlich noch am stärksten sein sollten; er zeigt nämlich, dass Jonathan Franzens neorealistischer Roman *Freiheit*, aber auch schon Henry James' klassisch realistische Novelle *Daisy Miller* Fremdheitserfah-

rungen in den Mittelpunkt rücken und dabei gerade das Scheitern von Anerkennung thematisieren. Winfried Fluck erweitert den Blick der vorliegenden Anthologie, indem er sich der Ästhetik und dem Kunstwerk zuwendet. Aus Sicht eines voll entwickelten und nicht nur negativ definierten Freiheitsbegriffs nimmt er das ästhetische Denken gegen dessen vielfältige und mannigfache Gegner in Schutz. Fluck klärt diese Kritiker in einer historischen und begrifflichen Diskussion darüber auf, dass sie, sobald sie Freiheit wollen, unweigerlich zurück zum Begriff der Ästhetik geführt werden. Als Eigenschaft, die mancher Art von Kunst zugeschrieben werden kann, stellt die Ästhetik die stärkste Bastion dar, um Freiheit in der Moderne zu realisieren.

Die Erweiterung des politisch-philosophischen Begriffsinstrumentariums um Subjektivität und Fremdheit ist untrennbar mit der wichtigsten methodischen Innovation der vorliegenden Anthologie verknüpft: der Hinwendung zur Literatur, wie sie bei Claviez und Fluck allgemein untersucht wird, und wie sie alle anderen Beiträge vornehmen. Tatsächlich hatten die Beitragenden – PhilosophInnen und LiteraturwissenschaftlerInnen – den Auftrag, ihre Überlegungen dadurch zu bereichern, dass sie literarische Werke fruchtbar machen. Dies erschien uns für das Anliegen, die Politische Philosophie zu dynamisieren, besonders opportun. Nimmt man an, dass es, um die eingangs diagnostizierte Statik der Disziplin zu sprengen, günstig sein kann, über den eigenen Tellerrand hinauszublicken, wird das Hauptaugenmerk fast automatisch auf die Literatur gelenkt. Bei wissenschaftlicher Beschränkungen auf Kriterien wie Objektivität und Nachprüfbarkeit kann diese in viel höherem Maße dynamisierend wirken als etwa das wissenschaftliche Geschirr, das der Politischen Philosophie benachbart ist, Politologie, Soziologie oder Geschichte zum Beispiel. Die Literatur ist sowohl in der Wahl ihres Stoffes als auch in der Wahl ihrer Formen frei. Neue Stoffe und Formen zu finden gilt in ihr spätestens seit der Romantik sogar als genuin erstrebenswert. Die vielleicht ersten modernen Literaturtheoretiker, die Russischen Formalisten (am prononciertesten Tynjanow), erhoben die Störung etablierter Schreib- und Wahrnehmungsmuster gar zum Motor literarischer Evolution. Von der Literatur lernen, heißt Dynamik lernen. Und genau darum – um Dynamik – muss es der Politischen Philosophie heute zu tun sein, auch wenn sie sich in ihren eigenen Analysen dann natürlich ebenso wieder wissenschaftlichen Kriterien unterzuordnen hat.

Die Literatur als Dynamisierungsmaschine anzusehen, gilt erst recht, wenn es um die Begriffe Subjektivität und Fremdheit geht. So ist die Literatur bevölkert von Individuen, die sich gegen das gesellschaftlich Gewöhnliche stemmen, gegen die Fortschreibung des Status quo. Erwähnt seien hier nur der bei Dieter Thomä behandelte Neffe Rameaus sowie das bei Ridvan Askin besprochene ‚man-child‘ Emersons. Und auch manch Literat selbst kann mit seinem Werk oder seinem Charakter als Träger von Subjektivität im hier definierten Sinne gelten. So etwa Samuel Beckett, der gleich zwei Mal im Mittelpunkt steht, bei R. M. Berry und Philipp Schweighauser. Nicht minder findet man in der Literatur die Artikulation von Fremdheitserfahrungen, ja man muss wohl sogar in An-

schlag bringen, dass wir gar nicht in der Lage wären, Fremdheit, und damit auch Zugehörigkeit, so vielschichtig und tiefgehend zu empfinden, wenn nicht manch literarische Inszenierung dieser Gefühle existieren würde – und wenn uns die Literatur nicht erlaubte, uns in Figuren hineinzudenken und -fühlen, die so gänzlich andere Leben führen als wir selbst. Zudem ist die literarische Sprache selbst oft eine fremde, denn sie spricht nicht erst seit der Moderne in Zungen, die sich nicht so leicht in gängige Kommunikationspraxen einfügen, sondern letztere ganz im Gegenteil produktiv stören. ‚Literarizität‘ (Jakobson), ‚Defamiliarisierung‘ (Šklovskij) oder ‚Negativität‘ (Adorno) sind literaturwissenschaftliche Begriffe, welche die Alterität der literarischen Sprache zu benennen suchen und wenn man sich diesem Fragenkomplex stellt, wird rasch klar, dass sich die Fremdheit der Literatur epochenübergreifend beobachten lässt. Dies zeigt sich in unserem Band alleine schon darin, dass zum Begriff der Fremdheit sowohl an Dostojewski (bei Tea Lobo) und Philip Roth (bei Martha C. Nussbaum) als auch an Eugenides (bei Florian Grosser) und Erpenbeck (bei Claudia Brühwiler) angeschlossen werden kann. Der Blick in die Literatur ist im Sinne dieser Analysen notwendig, um ein Verständnis der beiden hier interessierenden Begriffe in all ihren Facetten zu gewinnen, wobei es dann natürlich der Politischen Philosophie überlassen bleibt, an welche Facetten sie anzuschließen gedenkt, um das politische Geschehen theoretisch zu behandeln und normativ zu bewerten.

Die historische und formale Breite der in diesem Band besprochenen literarischen Texte ist Programm, denn wenn man sich die stilistischen Präferenzen von PhilosophInnen, die sich eingehend mit der Literatur befassen, anschaut, zeigt sich rasch, dass realistische Schreibweisen, wie etwa auch Thomas Claviez in seinem Beitrag moniert, hoch im Kurs stehen. Dies mag seinen Grund darin haben, dass PhilosophInnen literarische Texte meist als Quelle philosophischer Reflexion oder soziologischer Beobachtung lesen, wofür sich das, was Roland Barthes lesbare/leserliche Texte (*textes lisibles*) nennt, besonders gut eignen. Sprachlich sperrige, experimentelle, schreiberliche/schreibbare literarische Texte (*textes scriptibles*) fristen oft ein Schattendasein im philosophischen Diskurs über Literatur. Für LiteraturwissenschaftlerInnen zeigt sich sowohl die philosophische Tiefe als auch die politische Kraft literarischer Texte dagegen oft in ihrem Sprachspielcharakter, in ihrer Erkundung neuer und andersartiger Formen des Sprechens und Schreibens. Adornos *Ästhetische Theorie* bleibt ein zentraler Bezugspunkt für diese Sicht auf die Literatur. So versammelt unser Band einige Aufsätze zu realistischen und neorealistischen AutorInnen (darunter Dostojewski, James, Roth, Franzen, Eugenides und Erpenbeck), aber eben auch vorrealistische Schriftsteller (Diderot und Emerson) und spätmodernistische/postmodernistische Stimmen wie die Becketts und Wallace Stevens' (ebenfalls in R. M. Berrys Beitrag). Zudem wagen zwei unserer AutorInnen, Winfried Fluck und Deborah Madsen, einen Blick jenseits der Schrift und widmen sich der bildenden Kunst (Fluck) und dem Videospiel (Madsen), wobei sie die Grenzen des Literatur- wie auch des Kunstbegriffs ausloten und dabei zwei Konzepte in die

Diskussion bringen, die in den anderen Beiträgen am Horizont stehen, hier aber ins Zentrum rücken: Freiheit respektive politischer Aktivismus. Was die in unserem Band versammelten PhilosophInnen und LiteraturwissenschaftlerInnen eint, ist die grundlegende Einsicht in die Fremdheit/Alterität der Literatur. Ob man sie als Quelle philosophischer Reflexion oder soziologischer Beobachtung liest oder als Arbeit an der Sprache, die Literatur ist hier gerade deshalb von Interesse, weil sie das, was sie tut, auf eine *andere* Weise tut als philosophische Traktate, soziologische Studien oder politische Pamphlete. Die Aufgabe, die wir allen Beiträgern stellten – ein Close Reading eines oder mehrerer literarischer Texte einzubinden –, ergibt sich aus dieser Prämisse, denn Close Reading richtet den Blick auf die Spezifität literarischer Formen.

Schlussendlich fühlten wir uns in der Zusammenführung von Literatur und Politischer Philosophie dadurch bestärkt, dass die Hinwendung einer Subdisziplin innerhalb der Philosophie zur Literatur zwei erfolgreiche Vorgänger kennt. So wurde ab Ende der 1980er Jahre die Erkenntnistheorie unter anderem in Schriften von Nelson Goodman (*Tatsache*), Gottfried Gabriel (*Logik*) und Christiane Schildknecht (*Masken*) mit literarischen Untersuchungen angereichert. Die Frage, was sich aus den Sprachformen, wie die Literatur sie hervorgebracht hat, für Begriffe wie Wahrheit und Wissen ergibt, ist mittlerweile zum festen Inventar der Erkenntnistheorie geworden. In den 1990er Jahren wurde die Ethik literarisch angereichert. Die Namen Richard Rorty (*Kontingenz*) und Martha C. Nussbaum (*Love; Fragility*), welche auch hier mit einem Aufsatz vertreten ist, stehen hierfür. Der wohl bedeutendste unter den bleibenden Erlösen dieser Hinwendung besteht darin, aufgezeigt zu haben, wie und unter welchen Umständen Literatur bedeutsam für die Herausbildung ethischer Urteilsfähigkeit und damit die Entwicklung moralischer Akteure sein kann. Schon alleine aufgrund dieser bedeutenden methodischen Vorfahren erschien es uns zumindest nicht abwegig, die Politische Philosophie literarisch zu befruchten und sie dynamischer zu machen, indem man ihr Begriffsinstrumentarium ausweitet. In diesem Sinne ist der vorliegende Band aber freilich nur als eine erste Schwalbe anzusehen. Nun macht eine Schwalbe bekanntlich noch keinen Sommer, doch in jedem Sommer muss eine Schwalbe den Anfang machen. Und das gilt auch für den hoffentlich kommenden Sommer einer Politischen Philosophie der Dynamik.

Bibliografie

- Adorno, Theodor W. *Ästhetische Theorie*, hg. v. Gretel Adorno und Rolf Tiedemann. Frankfurt am Main 1973.
- Barthes, Roland. *Die Lust am Text*, übers. v. Traugott König, Frankfurt am Main 1974.
- Gabriel, Gottfried. *Zwischen Logik und Literatur: Erkenntnisformen von Dichtung, Philosophie und Wissenschaft*, Stuttgart 1991.

- Goodman, Nelson, *Tatsache, Fiktion, Voraussage*, übers. v. Hermann Vetter, Frankfurt am Main 1988.
- Jakobson, Roman. „Linguistik Und Poetik“, übers. v. Heinz Blumensath und Rolf Klopfer, in: *Poetik: Ausgewählte Aufsätze, 1921–1971*, hg. v. Imar Holenstein und Tarcisius Schelbert, Frankfurt am Main 1979, S. 83–121.
- Nussbaum, Martha, *Love's Knowledge: Essays on Philosophy and Literature*, New York 1990.
- . *The Fragility of Goodness: Luck and Ethics in Greek Tragedy and Philosophy*, Cambridge 2001.
- Rorty, Richard. *Kontingenz, Ironie und Solidarität*, übers. v. Christa Krüger, Frankfurt am Main 1989.
- Schildknecht, Christiane. *Philosophische Masken: Studien zur literarischen Form der Philosophie bei Platon, Descartes, Wolff und Lichtenberg*, Stuttgart 1990.
- Šklovskij, Viktor. „Die Kunst als Verfahren“, übers. v. Rolf Fieguth, in: *Texte der russischen Formalisten*, hg. v. Jurij Striedter, Bd. 1, München 1969, S. 3–35.
- Tynjanow, Jurij. *Die literarischen Kunstmittel und die Evolution in der Literatur*, übers. v. Alexander Kaempfe, Frankfurt 1967.